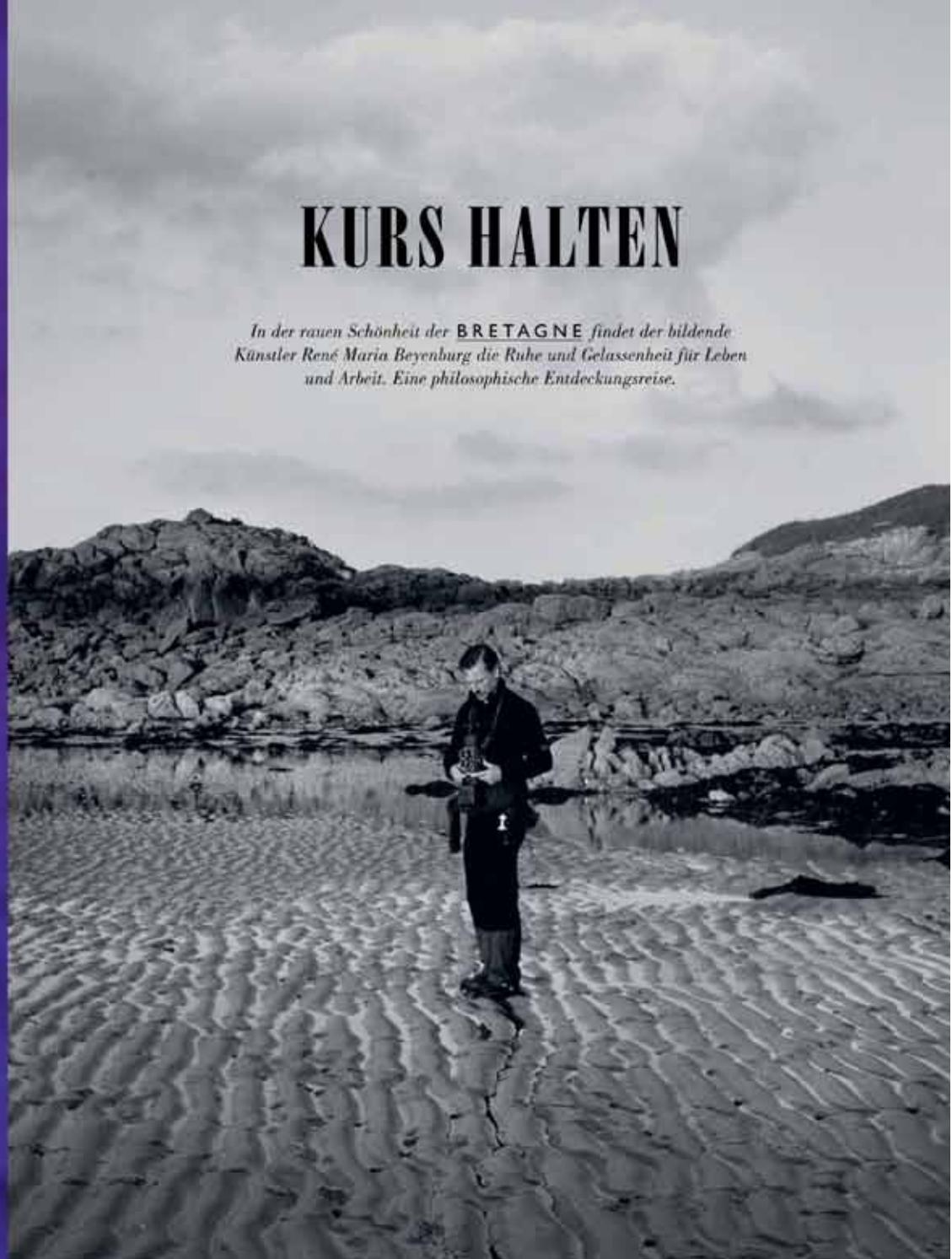




KURS HALTEN

*In der rauen Schönheit der **BRETAGNE** findet der bildende Künstler René Maria Beyenburg die Ruhe und Gelassenheit für Leben und Arbeit. Eine philosophische Entdeckungsreise.*





TEXT BEA CIEKOWSKA • FOTOS ANNE GABRIEL-JÜRGENS

Wolkengebilde fegen landwärts über das Meer und setzen ständig wechselnde Lichtakzente über die weite Landschaft der nordöstlichen Bretagne, der Côtes d'Armor. Wenn sich die Sonne am Horizont über das Meer ausdehnt, dann leuchtet das Wasser smaragdgrün wie in der Südsee. Die erstaunliche Helligkeit, die starken Kontraste, dieses ganz besondere Funkeln inspirierten schon viele Maler.

Entlang der Küste, auf einem schmalen und steinigen Höhenweg, versuchen wir Schritt zu halten mit René. In diese Gegend, in ein kleines Dorf zwischen der Hafenstadt Saint-Malo und dem Cap Fréhel, zieht es ihn immer dann, wenn die rheinische Dunstglocke von oben drückt und die Stadt zu laut wird. Er kennt diese Küstenregion, die „Côte d'Émeraude“, seit er zwei Jahre alt war und mittlerweile so gut wie seine sprichwörtliche Westentasche.

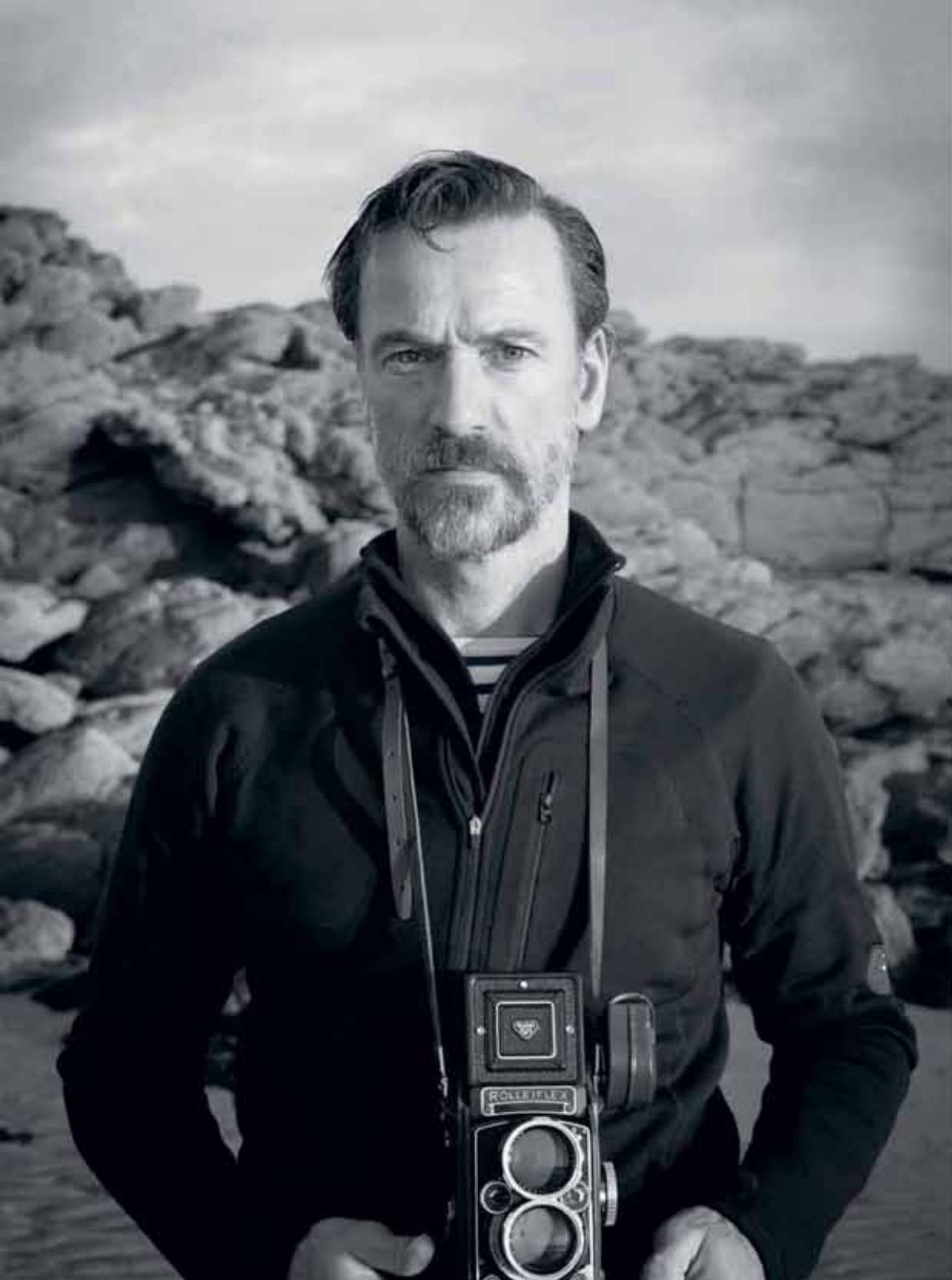
Während Maler seit jeher versuchten, das Licht und die besondere Stimmung der Bretagne abzubilden, ist für René die Natur ein wesentlicher Bestandteil seiner Kunst.

Die Landschaft liefert ihm das Material für Bilder, für kleine und große Objekte. Zwischen Steilküsten und Felsen, Muschelbänken und breiten Sandstränden ist er stundenlang unterwegs auf der Suche nach Fundstücken wie Treibholz, gestrandeten Bootsfragmenten, abstrakten Steinen, nach Oberflächen und Formen. „Wenn man die Natur betrachtet, kann man das Wesentliche erkennen“, erzählt er uns. Im Winter trifft er manchmal keine Menschenseele. Allein ist er trotzdem nicht.

Die Luft ist mild, es riecht nach Salz und Kokos, der Duft der gelb blühenden Ginsterblütsche. Mit seiner dunklen, wetterfesten Kleidung sieht er aus wie auf einem Überlebensmarsch. Es ist die Ausrüstung für seine Form der Existenz: mit und in der Natur zu leben und daraus zu schöpfen.

Auf unserem Weg haben sich die wettergeformten Pflanzen zu einem grünen Baldachin gebogen. Hier ist es windstill und warm. Wir biegen ab und klettern über einen steilen, teils mit Steinen befestigten Weg zum Strand. Während wir uns nur langsam auf dem dornigen Abhang abwärtsbewegen, ist uns René schon weit





*„Im Atelier riecht es nach Farbe,
Brennholz und Meer.“*



Die Landschaft liefert René das Material für Bilder,
für kleine und große Objekte.

voraus. Wir entdecken ihn im Unterholz, wie er einen großen, zweibeinigen Holzstamm herauszieht. Er stellt ihn aufrecht vor sich, stabil und elegant gebogen, dreht ihn und streicht über die glatte Oberfläche. Nicht alles wird zu Kunst verarbeitet, vieles davon dient ihm zur Formfindung und zum Erkenntnisgewinn. Bis wir später vom Strand weiterziehen, stellt er den Fund aufrecht vor einen meteoritähnlichen Felsen. Wir setzen uns in den warmen Sand und schauen eine halbe Ewigkeit auf das Cap und die Umgebung. Die Ebbe hat kleine Siele hinterlassen, in denen das restliche Wasser glitzert. Ein paar Muschelsucher ziehen mit Eimern durch das weite Watt. Über das Szenario zieht warmes Licht wie ein Scheinwerfer durch die vorbeiziehenden Wolken. Die Felsklippen hinter uns verlieren ihre monumentale Präsenz, und René's Holz sieht plötzlich aus, als wollte es sich auf seinen zwei giraffenähnlichen Beinen in Bewegung setzen. „Verlangen nach Reinheit“ wird er die Skulptur später nennen.

Am Himmel verfolgt das Blau das Grau. Während wir uns im Sand ausruhen, geht René zu den von der

Ebbe freigelegten Muschelbänken, und wir sehen ihn für eine Weile nicht mehr. Die dunklen Pfähle, soldatisch nebeneinander aufgereiht, scheinen ihn verschluckt zu haben. Immer wieder camouffiert er inmitten von Felsen, nimmt eine „Mimikry-Existenz“ ein, wird eins mit der Umgebung und taucht wieder auf mit neuen Skulpturen und Strukturen. „Die Natur nimmt dich auf, absorbiert dich“, sagt er mit seiner sonoren, ruhigen Stimme. In einer Bucht steigen wir über fußballgroße Steine, viele davon sind glatt wie Eier, andere eckig, facettenreich. In einigen davon will er tatsächlich Gesichter erkennen, die wir erst mal partout nicht sehen. Erst nach längerem Betrachten verändert sich unser Blick. In kleinen Einbuchtungen erkennen wir Augen, in einer scharfen Kante eine Nase, ein ausgeprägtes Kinn, in einer starken Wölbung eine elisabethanische hohe Stirn. Die Dinge sind nie nur das, was sie auf den ersten Blick scheinen. Aus einem Stein wird ein Gesicht, aus einem Fundstück eine Lebensbetrachtung.

Der lange Spaziergang und das Klima machen uns müde und hungrig. Während wir den Weg zurück über



Gegessen wird, wenn der Magen knurrt, geschlafen wird, wenn die Müdigkeit kommt. So ist das bei René in der Bretagne.

den Strand nehmen, geht René lieber entlang der Klippen. Wir entdecken ihn irgendwann auf einer Felspitze, das Holz senkrecht in der Hand. Im milden Gegenlicht sieht er aus wie eine Erscheinung und wirkt fast selber wie eine seiner Skulpturen.

Auf dem Weg nach Hause, in seinem VW-Bus, kaufen wir noch ein Baguette „Blé noir“ und Austern, die er für uns Skeptiker abends extra überbacken wird. Die Bretonen lieben es roh, mit etwas Zitrone und einem Glas Muscadet.

Neben einem alten, restaurierten Steinhaus mit dem Namen „La Sauvageais“ (von „sauvage“ = wild), einem Treffpunkt für Familie und Freunde, hat René einen kleinen Viehstall zu einem Atelier umgebaut, in das wir unsere Fundstücke tragen. Durch die breite Fensterfront schauen wir auf einen immergrünen Garten. Morgens amüsieren sich hier die Spatzen. Es riecht nach Farbe, Brennholz und Meer. René geht in den Garten, um den neuesten Fund, das Holz auf zwei Beinen, zu bearbeiten. In den Wochen und Monaten, die er in der Bretagne verbringt, bestimmt auch die Natur den Lebensrhythmus,

und die Handlungen ordnen sich den ursprünglichen Bedürfnissen unter. Gegessen wird, wenn der Magen knurrt, geschlafen wird, wenn die Müdigkeit kommt. Während wir das regelmäßige Geräusch des Schleifpapiers hören, schauen wir uns in seinem Atelier um. Wir finden Dutzende Steingesichter und Zeichnungen davon, ein kleines Acrylbild, das aussieht wie die Seele bei Ebbe. Aus einem abgerissenen Teil eines Segelschiffs eine Betrachtung über „Das Kurshalten“, aus einem gestrandeten Holzstab ein mit Symbolen und Farben bemalter „Positionhalter“, aus rostigem Eisen der „Club Rouille“.

Seine ältere Schwester, die mit ihrem Mann im Nachbarhaus wohnt, lädt uns ein zu einem Aperitif vor dem Haus mit dem Namen „Kempouez“. Das ist bretonisch und bedeutet „Gelassenheit“. Wir sitzen auf einer Holzbank an die warme Steinmauer gelehnt, in der Hand ein Glas Crémant und schauen zu, wie das rosaviolette Licht in die Felder taucht. Monsieur Toublanc, einer der Bauern aus dem Dorf, winkt uns von seinem Trecker aus zu. Wir spüren, wie sich die Gelassenheit in uns ausbreitet, und freuen uns auf die überbackenen Austern. ●





Ehe dem Meer und Land und der alles deckende Himmel,
Bot der gesamte Kreis der Natur einen einzigen Anblick,
Den man Chaos benannte:

